

(Nachdruck verboten.)

89]

Madame d'Ora.

Roman von Johannes W. Jensen.

Hall dankte und Mason war ihm behülflich, die Zigarre anzuzünden. Sie schmeckte ihm gut, er beobachtete den Rauch und leckte sich behaglich den vergrämten Mund. Mason klopfte ihn auf die Schulter.

„Sie müssen mich nicht anrühren,“ bat Hall, „denn dann fange ich an zu weinen.“

Mason betrachtete ihn erstaunt. Er gestattete ihm eine Pause. Schonen konnte er ihn ja aber nicht.

„Nun, Hall, wollen wir dann einmal weiter sehen? Wir waren ja davon abgekommen, — Sie sagten, Sie gingen in London umher, ohne zu wissen, was Sie taten. Sie können sich also an nichts mehr erinnern? Wissen Sie auch nicht mehr, wie wir damals in Paris am Bahnhof miteinander rangen? Sie schlugen doch wirklich mannhast um sich. Ich konnte sie nicht halten. Sie müssen ja Kräfte haben.“

Mason befühlte Halls rechten Oberarm.

„Ja, jetzt kriegt man allerdings nicht mehr viel in die Hand! Aber an dem Abend hatten Sie Kräfte wie ein Bär. Sagt man nicht auch, daß Leute im Zustand des Wahnsinns übermenschliche Kräfte haben? Ich hatte ihre Spur ja bis dahin verfolgt, Hall; ich hatte nur wenig Anhaltspunkte, aber ich fand Sie. Und dann glitten Sie mir aus der Hand. Da war ich ärgerlich. Aber dann fand ich die Spur auf dem „Bacharach“ wieder. Entsinnen Sie sich nicht mehr des Aufkaufs auf der Gare Du Nord?“

Hall schüttelte den Kopf.

„Ich fand doch die französische Zeitung mit der Notiz darüber in der verlassenen Kammer, wo Sie sie unvorsichtigerweise hingeworfen hatten. Da hatten Sie auch die „Daily News“ mit dem Artikel über den Mord liegen lassen. Es ist ja ein altbekannter Verbrecherzug, daß Sie die Zeitungen aufbewahrt hatten! Ein durcheinanderer Strolch sind Sie nun allerdings nicht, — wofür ich Sie auch niemals gehalten habe. Sie sind, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein Gentleman, der einen gefährlichen Sport betrieben hat. — Und dann Ihre dunkle Brille! Das war der allerelementarste Fehler, den Sie begehen könnten! Sie können mir glauben, Sie waren der allererste, der mir an Bord des „Bacharach“ auffiel, gerade der Brille wegen! Nun, ich denke, unsere Angelegenheit ist so klar, wie man es sich nur wünschen kann. Und wenn Sie nun zur Ruhe kommen, und wir die Einzelheiten einmal gründlich unteruchen, so werden sie Ihnen wohl allmählich alle wieder einfallen.“

„Ich habe es nicht getan,“ sagte Hall schüchtern. Er sah beschämt auf seine Zigarre nieder.

„Ach was!“ schrie Mason und stampfte auf den Fußboden. Er streckte seine Hand aus, nahm Hall die Zigarre aus dem Munde und warf sie in eine Ecke, so daß die Funken stoben.

„Wollen Sie mich zum Narren haben? Was zum Teufel bilden Sie sich eigentlich ein?“

Hall sah da und dachte darüber nach, ob er Mason schadlos halten sollte, indem er ihm erzählte, daß er Leontine von diesem Leben befreit hatte. Aber was ging seine verstorbene Freundin den Polizeibeamten dort an? Hall sehnte sich danach, sich das Leben zu nehmen. Er wurde ärgerlich.

„Soll ich Ihnen das Essen auch wieder herausbrechen?“ fragte er.

„Nehmen Sie sich in acht!“ schrie Mason gereizt.

„Nun, bin ich nicht,“ erklärte Hall gleichgültig. „Sie können mich ja höchstens totschlagen, und das können Sie meinerwegen gern tun.“

„Ich kann Dich prügeln, Du eingebildeter Bengel, — Dich durchpeitschen!“

Hall lachte harmlos.

„Wollen Sie mich denn nicht lieber gleich vergewaltigen?“

Halls Maul, Du Schwein!“

Hall schwieg gern. Mason ging wütend auf und nieder. Er beherrschte sich nur mit größter Mühe. Er sah indessen ein, daß er mit dem Angeklagten auf diese Weise ja nicht

weiter kam. Nachdem er Hall einen giftigen Blick zugeworfen hatte, nahm er sich zusammen. Es mißte ja auch nicht, sich in Geschäften von persönlichem Aerger hinreißen zu lassen.

„Na ja, Hall,“ sagte er in umgänglicherem Ton, „wir wollen uns ja nicht erzürnen. Ich sehe sehr wohl ein, daß Sie mit Güte gewonnen werden müssen. Ich bin eine aufbrauende Natur, dafür kann ich nun einmal nichts, darin müssen Sie sich finden, ich vertrage es nicht recht, daß man mir widerspricht. Aber mögen Sie im Grunde solche Schlappschwänze, mit denen man machen kann, was man will, wie, Hall?“

„Ach nein!“

„Dann lassen Sie uns fortfahren. Wir waren uns ja also einig darüber, daß Sie Elly sehr wohl hätten morden können. Sie bezeichnen dergleichen Sachen selbst als Bagatellen und geben zu, daß Sie sich wahrhaftig nicht jedesmal entsinnen können, wenn Sie einen Menschen zerlegt haben. Mein lieber Hall, ich schenke Ihnen alle die anderen Fälle, und verzeihen Sie, daß ich mich als ganz gewöhnlicher Bürger an das eine halte, worüber ich Bescheid weiß. Sie hätten nicht nötig gehabt, den Mund so voll zu nehmen — Sie werden auch ohnedem gehängt werden. Sie sagen ferner, Ihr Gesetz seien die menschlichen Triebe im Ursprung. Ich bin selber nicht verderbt genug, um zu verstehen, was Sie meinen — obwohl Sie eine unanständige Andeutung nach der Richtung hin machten — aber Sie können Ihren natürlichen Neigungen wohl keinen deutlicheren Ausdruck verleihen! Daß Sie sich der Umstände, unter denen Sie das Verbrechen begangen haben, nicht mehr entsinnen können, ist nur ein Beweis mehr für die Wahrscheinlichkeit, da man sich dergleichen dunkle Laten kaum anders als im Zustande der Bewußtlosigkeit begangen vorstellen kann. Was jedoch niemals die Verantwortlichkeit ausbeht! Niemals, Hall! Es wäre ja sehr angenehm, wenn das der Fall wäre. Sie wären, hol mich der Ruck, ein viel zu gefährlicher Mann, um Sie frei herumgehen zu lassen. Ferner haben Sie zugestanden, daß Ihre Lebensführung Sie weit über die Haupter der Menge hinwegführt. Wissen Sie, daß dies der Ausdruck eines gebildeten Menschen für den Haß des gewöhnlichen Verbrechers auf die Gesellschaftsordnung und ihre Einrichtungen ist? Sie sind Anarchist, Hall! Sie sind ein feindliches Raubtier, das unschädlich zu machen Gottlob in unserer Macht steht. Was kann man nicht noch von Ihnen erwarten! Ich glaube, Sie haben hier in Ihrer unkontrollierten Werkstatt mehr als eine Bombe fabriziert . . .“

„Was Sie da sagen, ist sehr amüsant, Herr Mason,“ sagte Hall und lächelte mit todmüden Augen. „Ich habe wirklich etwas Sprengstoff liegen. Sie wissen ja, daß unschädliche Bestandteile auf ihrem Weg durch den Kamin Formen passieren können, in denen sie explosive Eigenschaften haben. Ich hatte etwas dergleichen stehen. Ich hätte ja das Haus hier in die Luft sprengen können, so daß nur ein Loch in der Erde noch geblieben wäre, als Sie und Ihre Freunde mir die Ehre antaten, mich in meiner Arbeit zu stören . . .“

„Spotten Sie nun nicht, Hall!“ sagte Mason verdrießlich. „Lassen Sie uns lieber fertig werden. Kommen Sie nun mit dem Geständnis! Es ist ja nur eine Formsache. Sie müssen ja doch einsehen, daß Sie mich instand setzen, mit größerer Gesetzmäßigkeit aufzutreten, und hier ist ja eine Menge zu ordnen, ehe wir nach London reisen können. Die Indizien sind in Ordnung, alles ist in Ordnung, es fehlt nur noch, daß Sie gestehen und es nachher nicht wieder zurücknehmen. Bei der Kenntnis, die Sie als außergewöhnlich gelehrter Mann von sich haben, kann es Ihnen doch nicht schwer werden, festzustellen, was Sie getan haben, selbst wenn Ihr Gedächtnis sie im Stich lassen sollte. Es ist dies ein moralisches Bekenntnis, das für uns erforderlich ist, das faktische können wir ja in diesem Fall noch nicht verlangen, wenigstens vorläufig noch nicht. Die Sache ist klar, — es ist nur ein Entschluß! Nun nur rasch drauf los!“

Hall grübelte lange. Endlich fing er langsam an zu sprechen:

„Herr Mason, Sie erzählen mir, daß Sie als einer der Kreises meinen Sitzungen beigewohnt haben. Waren Sie an dem Tage hier, als die blutende Frauengestalt sich zeigte?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten).

Der Clown.

Sitze von Karl Busse

Trara tsching tsching, trara tsching tsching tsching — hat man schon so etwas gesehen? Als Jöge der Kaiser von Indien ein in Pracht und Herrlichkeit! Drei Trompeter ritten voran in knallroten Röden, auf denen die Goldbehänge in Schnüren, Tressen, Schleifen märchenhaft blitzten. Purpurn und golden auch die Schabracken über den Sätteln. Und hinter den Reitern, auf einem Neinen Wagen, stand ein Mann . . . das war ein Weltwunder! Er spielte ein halbes Duzend Instrumente auf einmal. Er spielte mit Händen und Füßen, er wackelte mit dem Kopfe, und abgestimmte Blöden begannen zu klingen, er machte eine Bewegung, und die Kesselpaule dröhnte in die Trompeten und Glöden.

Die ganze Stadt war in Aufregung. Ueberall reckten sich die Häse, überall starrten Kinderaugen, erstaunte, von so viel Pracht geblendete, in selige Verzückung versunkene Kinderaugen in den ungewohnten Glanz. Reiter ritten vorbei, schöne Fräuleins nickten aus einem Wagen — man traute sich kaum zu reden, als könnte man während dieser Zeit etwas veräumen. Doch mit einem Male brauste der Jubel . . . er brauste die ganze Straße entlang . . . er brauste empor wie ein einziger Auf, in dem hundert und tausend sich zusammenfanden und verloren:

„Der Clown . . . der Clown!“

Er fuhr in einem Wagen, den zwei Ziegenböde mit wehenden Wärten zogen. Er hatte das weite Puderkleid an mit seltsamen Fratzen darauf, bunt variiert und gewürfelt. Er trug auf dem Kopf die spitze weiße Tütenmütze, die er so geschickt in die Luft warf, daß sie, trotzdem er weiterfuhr, immer wieder auf seinen Kopf fiel, und er hatte ein Gesicht . . . ein Gesicht . . . halbtot konnte man sich lachen! Es war angepinselt von oben bis unten, kaltweiß und zinnoberrot. Es sah aus, als ob es jede Sekunde eine andere Grimasse schnitte. „Der dumme August“ stand in großen Buchstaben auf dem Rücken des Clowns. Und „dummer August“ jubelten die Kinder.

Er aber hielt ärtlich, wie ein Vater seinen Sprößling, ein kleines Schwein im Arm, ein rosenrotes Ferkelchen mit Babywäsche. Er wiegte es, kniff es in das Ringelschwänzchen, daß es grunzte und quiekte, hielt es hoch, gab ihm einen Kuß auf das saubere Schnäuzchen und ließ es auf seinen Knien reiten.

Wenn der Lärm und Applaus ringsum dann orkanartig anschwellte, stand der Clown auf. Groß leuchteten die Worte „Der dumme August“ von seinem Rücken. Und plötzlich verbeugte er sich sehr tief — immer noch tiefer, und auf einer sich dabei spannenden Partie seines Puderkleides erschien, gleichsam als Fortsetzung, die Inschrift: „Dankt bestens.“ Worauf er sich selbst wieder auf diese Inschrift setzte.

Solch einen Clown gab es zum zweiten Male nicht auf der Welt. Sein Name war auch auf dem Plakate fett gedruckt. Er hieß Signor Santelli. Und die Diction machte bekannt, daß es ihr nur unter den größten Opfern gelungen sei, diesen Signor Santelli zu gewinnen, der sich mit seinem dressierten Schweinchen „Nofes“ selbst vor hohen und höchsten Herrschaften hätte produzieren dürfen.

Langsam zog der „Zirkus Cajetan“ so durch die Provinzialstadt. Es war ein Städtchen wie viele. Es lag freundlich zwischen Seen und Wäldern, es hatte ein entsetzliches Pflaster, aber rosenüberblühte Vorgärten vor den Häusern, es hatte seine Töchterschule und sein Gymnasium. Ohne sonderliche Neugier sahen die fahrenden Künstler sich um.

Nur einer war unruhig. Und es war gut, daß sein Gesicht so dick bemalt war, daß es gleichsam ohne sein Zutun Grimassen schnitt. Der Clown „arbeitete“ rein mechanisch. Während er das Ferkelchen Nofes brüdte, dachte er: Nun biegen wir gleich um . . . gleich in die Köpferstraße. Da muß vorn der Bäder Mühsam wohnen . . . in dem schmalen Lädchen. Er wird sich seitdem nicht gebessert haben, wenn er nicht gerade auf dem Kirchhof liegt. Seine Semmeln waren zu groß, deshalb ist er selber klein geblieben. Soll ein Billett umsonst haben. Hat uns manche Semmel geschenkt.

Signor Santelli „dankte“ dazwischen wieder „bestens“, während sein Blick über das Gymnasium flog, an dem die Ziegenböde jetzt vorüberstritten.

Auch einmal drin gefessen, dachte er. Die Quarta, — da brach die Leiter, und ich fiel vom Baume der Wissenschaft. Es hat mich nicht drin gefallen.

Mißbilligend schüttelte er den Kopf und schnitt eine Frage, daß die Kinder lauter jubelten und er sich veranlaßt fühlte, dem Ferkel einen Kuß zu schenken.

Schließlich bog der Zug in die Quergasse, die ihn zu seinem Ausgangspunkt wieder zurückführen sollte. Die Häuschen waren klein, sie hatten sich aneinander gedrängt, wie um sich gegenseitig zu stützen.

Da wurde der Clown ganz still. Er kniff das Ferkel nicht mehr in den Schwanz, er verbeugte sich nicht mehr. Er starrte in die Fensterchen und sah aufmerksam all die Gesichter durch, die neugierig herausstauten.

Viele Fremde darunter. Viele Kinder, die noch nicht gelebt, als aus einem dieser Häuser der Heinrich Wendlandt bei Nacht und

Nebel verduftet war. Hier und da Bekannte . . . wenig genug. Aber der Spasmacher auf dem Wägelchen zuckte jedesmal zusammen.

Und dann kam der Zug wieder auf dem alten Markte an, auf dem die Vorstellungen stattfinden sollten.

Unter freiem Himmel waren in großem Kreise Bänke aufgeschlagen. Als es Abend ward, flammten ein paar Duzend Lämpchen auf. Sie erhellen die Arena leidlich. Und als die Sitzplätze sich nach und nach gefüllt hatten, begann die Vorstellung.

Der „Zirkus Cajetan“ hatte einst bessere Tage gesehen. Ueber fünfzig Pferde hatten ihn begleitet, ein großes Riesenzelt hatte er aufgeschlagen. Diese Glanzzeiten waren längst vorüber. Knapp den vierten Teil des Pferdmaterials hatte der Direktor noch gerettet, das Riesenzelt war müde und rissig geworden, daß man es hatte pensionieren müssen, Geld zu einem neuen war nicht da — so spielte man unter freiem Himmel.

Die Musik machte einen Höllenspektakel; unter gellen Rufem jagten Reiterinnen in schabigen Fliederkostümen durch die Arena und sprangen durch Reifen; das Publikum klatschte; die Lampen fladerten im Zuge; aus den Wagen, die nebeneinander aufgefahren waren, scholl das Lachen und Schelten derjenigen, die im nächsten Moment auftreten sollten.

Auch Signor Santelli mußte in wenigen Minuten hinaus. Er sah, schon in vollständigem Auspuß, an einem der kleinen Fenster des Wagens, in dem er mit drei anderen Mitgliedern der Truppe umherreiste. Nofes, das Schweinchen, hatte er an der Leine.

Der Abend — es war ein Juliabend — hatte Sterne heraufgeführt, große und goldene, die majestätisch über der verdämmernenden Erde leuchteten. Die Glut des Tages war gedämpft von leisem Wehen, doch schwamm die Luft noch durchs Fenster wie eine laue Welle. Sie war gesättigt von Rosendüften. Aus den umliegenden Gärten strömte sie daher. Sie schwebten nicht flüchtig heran und zogen nicht eilig in dem sachten Luftstrom wieder vorüber, sondern sie kamen gleichsam dichtgedrängt, wie etwas Körperliches, Bleibendes, sie umgaben und durchdrangen alles.

Der Clown sog den Duft tief ein. „Er kommt von Pfeiffers“, murmelte er, als könnt er ihn prüfen und die Rosen bestimmen, denen er entströmt war.

Und eine Stimme hörte er plötzlich neben seinem Ohre: „Welche willst Du, Schlingel? Die gelbe oder die rote?“

Agnes Pfeiffer hatte so gefragt: „Nähnes die Blonde“. Zwei Rosen hatte sie zwischen den Lippen. Er aber im Nachbargarten sah über den Zaun. „Es gibt nur eine Liebe, Agnes, und die ist rot.“

Da hatte die Blonde gelacht, ohne die Lippen zu öffnen, ohne die Rosen zu verlieren.

„Du aber, Heinrich, mein Freund, bist noch so grün und schon so ein Taugenichts!“

Und in weitem Bogen war die Rose — die rote zu ihm hinübergeflogen.

Der Clown lächelte in der Erinnerung. Bei der scheußlichen Bemalung des Gesichtes ward das Lächeln zum Grinsen.

Träume des dummen Jungen . . . Es kam ein Tag, wo Heinrich Wendlandt es nicht mehr aushielt. Knüffe vom Meister, Prügel vom Vormund, trotzdem er fast neunzehn war. Die Knüffe und Prügel kosteten in der Welt ebensovienig wie zu Hause. Außerdem hatte er keine Aussicht, hier etwas zu werden. Wenn man einmal als Taugenichts bekannt war —!

So beschloß er auszutreiben. In der Welt war viel zu holen; es gab manchen Schopf zu paden, an dem das Glück hing. Er hatte bage Vorstellungen; einst würde er zurückkommen, reich, berühmt, in einer Equipage auf Gummirädern. Scheu würde der Meister, der Vormund, jeder, der ihn gequält und gescholten, sich vor ihm ducken, er aber würde sich von den Rosen fort Pfeiffers blonde „Nähnes“ holen als seine Frau. Und sie würden eine glückliche kleine Familie bilden.

In einer Julinacht flog er. Am späten Abend hatte er sich über den Zaun geschwungen. So stand er im Nachbargarten unter dem Fenster des Mädchens. Er warf eine Handvoll Sand gegen die Scheiben, bis das Fenster klirrte, der Vorhang zurückging.

„Wer ist da?“

„Ein Rosenlieb.“

Sie erschrak etwas. Sie hatte ihr Haar, das blonde, schon losgebunden für die Nacht. Er sah zum erstenmal, aber undeutlich in der Dämmerung, es breit niederfluten.

„Was willst Du denn?“ fragte sie dann.

„Adieu sagen!“ rief er empor und kam näher. „Ich geh fort!“

Er setzte ihr seinen Plan auseinander. Und ganz gläubig sprach er davon, daß sie warten müsse. Er hole sie schon . . . ganz sicher. Und sie müsse ihn zum Abschied küssen . . . dann würde er Glück haben.

„Du bist ein Narr.“ sagte sie. Aber es war etwas Weiches und Willfähriges, wie sie es aussprach. Vielleicht weil sie ihn und seinen guten Glauben in dieser Minute lieb hatte; vielleicht weil die Rosen stärker als je den Duft emportrieben.

Da zog sich Heinrich Wendlandt am Fensterkreuz in die Höhe. Er bog ein wenig verwirrt das Haupt zurück. Er hörte wieder: „Du bist ein Narr.“ aber sie neigte sich über ihn, und in dem Augenblick, in dem ihre Lippen die seinen berührten, fiel das gelbe Haar bei der tiefen Beugung ihres Kopfes nach vorn und

füllte ihr Gesicht und das seine zu beiden Seiten ein, gleich als sollten sie nun nichts anders sehen als sich . . .

Der Clown hörte jetzt den Lärm aus der Arena nur wie ein ganz fernes Brausen. Aber Moses, das Schweinchen, quiekte ungeduldig. Es empfand, daß seine Stunde gekommen war. Da sprang auch jemand die Stufe empor . . . ein heißer Fluß: „Nach, daß Du raustommst, die Leute rufen schon!“ Und ein giftiger Blick.

Signor Santelli schrak auf. Er lachte. Die „Künstler“ betrachteten den Clown, das wußte er. Es kümmerte ihn auch nicht. Sie neideten ihm den Beifall; sie hatten eine dumpfe Mut, daß der Nichtstuer, der Possenreißer mit einem billigen Späß das Publikum besser fing, als sie mit einer halbscherzlichen Leistung, auf deren Gelingen sie die Arbeit eines halben Jahres betwandt. Das war in jedem Zirkus so.

Aber während der Clown die Reine ergriff, an der Moses lag, suchte ihm noch so vieles durch den Kopf: Pfeiffers Rosen . . . die blühten noch. Wo war die blonde Agnes, die dazu gehörte? Wartete sie? Unsinn! Sie war beinahe so arm gewesen wie er, trotz der Rosen. Wo war sie?

Im nächsten Moment hatte er alles abgeschüttelt, stand auf der Treppe, unter sich die Arena, die dunkle Menge, und schrie langgezogen sein stereotypes „Ni gutten Abend, maine libbe Kufin,“ daß sich alle Köpfe wandten und das erste noch zage Lachen durch die Reihen lief. In Bajazzostrüngen hopfte er dann, das quietende Ferkel hinter sich, in die Manege und begann seine Rolle. Unter ungeheurem Jubel der Kinder und Erwachsenen stolperte er über den Teppich, gab und empfing schallende Wackpfeifen, fiel von neuem hin, stellte sich tot, ließ sich von Moses beriechen und küssen, erzählte Witze, rannte, von dem Schweinchen gefolgt, mit den Pferden um die Wette, ließ seinen Tüthenhut von Moses apportieren, schrie sich heiser und trug unter Applausstürmen, für die er mit der Rehrseite „bestens dankte“, den roten Vierfüßler, dessen Ringelschwänzchen aus blütenweißen Hühnchen hervorsah, im Kreise herum

„Hier, libbe Kufin, maine klaine Famillijeh!“

Dann setzte die Musik wieder dröhnend ein, und während die Reiter von neuem gellende Rufe ausstießen, und der Direktor in die Mitte der Arena trat, um mit ewig knallender Peitsche die müden Säule anzufeuern, lief Signor Santelli, der einstige Heinrich Wendlandt, aus der Manege. Der linke Arm hielt das Ferkel, in der rechten trug er den Sammelsteller, um von den Baugästen, die sich hinter den Bänken drängten, ein Trinkgeld zu kassieren.

Natürlich stob alles zur Seite, als der gefürchtete Teller nahte.

Der Clown konnte sich heiser brüllen: „Ein klaines Trinkgeld für maine klaine Famillijeh,“ — nur wenige blieben stehen und rüdten ein paar Kupfermünzen oder ein Fünfpennigstück heraus. Er hatte gerade wieder gerufen und streckte den Teller einer Frau hin, als er sich jäh unterbrach.

Die Frau hielt einen vielleicht fünfjährigen Knaben in die Höhe — so hat sie wohl den geborenen Feind aller Baugäste nicht bemerkt.

Sie wurde rot, griff in die Tasche und warf einen Groschen auf den Teller. Das Kind hatte sie vorher niedergeseht.

Auf dem Teller kimperten die Geldstücke wunderbar. Der Teller zitterte und schaukelte.

Aber Signor Santelli sagte sich rasch,

„Großen Dank,“ rief er . . . „im Namen meiner klainen Famillijeh.“

Und zu der Frau: „Schönes Kind, Madam' — gehört es Ihnen?“

Etwas verwirrt und unwillig sagte sich die junge Mutter an ihr Haar, das blond und zu einem starken Knoten zusammengebredt war.

„Ja,“ sagte sie kurz.

Der Clown suchte zusammen. Er wollte das Kind streicheln, aber es drängte sich erschrocken an die Mutter.

Da sagte Signor Santelli das Ferkel fester.

„Ihr Kind, Madame, sieht ja nichts — kommen Sie mit! Ich will Ihnen einen guten Platz geben.“

Erstaunt schüttelte die junge Frau den Kopf. Was wollte denn der Komödiant? Sie sah sein rot übermaltes Gesicht und verzog die Stirn. Er mochte es verstehen, was in ihr vorging. Ganz leise und still sprach er:

„Ich mein' es nur gut . . . Mögen Sie nicht?“

Es war, als ob sie mit dieser Stimme etwas Entschwundenes berührte . . . etwas, dessen sie sich nicht mehr entsann, das sie nicht bestimmen konnte, das aber schön und rein gewesen sein mußte.

Sie neigte bejahend das Haupt. Der Clown aber ging ohne jedes weitere Wort ihr voran, wies auf einen unbefleckten Platz in der ersten Bank und verschwand.

Er trat noch einmal auf und entseffelte wieder stürmischen Beifall. Dann schminzte er sich ab, wusch sich, zog einen anständigen Rock an und mischte sich unter die Zuschauer. Er konnte gerade in das Gesicht der blonden Frau blicken. Es war ruhig und regelmäßig; es wurde weich und warm, wenn sie sich zu dem jubelnden Knaben neigte. Fraglos stand sie in kleinen Verhältnissen, aber war zufrieden mit ihrem Lose, mit ihrem Knaben, mit ihrem Mann . . .

Signor Santelli, aus dem jetzt Heinrich Wendlandt geworden, ging ihr nach. Er sah, wie ein Mann auf sie zutrat; er hörte das Kind „Vater“ jubeln. Die drei schritten nun durch die schon dunklen Straßen ihrem Hause zu. Es stand eine Laterne davor. Schräg fiel ihr Strahl nieder . . . in diesem Strahl leuchtet sekundenlang noch einmal das blonde Haupt auf.

Immer stiller wurden die Gassen. Die Sterne droben schienen reiner und größer hervorzutreten, seit die Stadt schwieg. Der Geruch der Rosen ward heftiger, die Häuser schienen darin zu schwimmen wie in einer zarten Wolke.

Ziellos wanderte der Clown strakauf, strakab, bis er müde war. Dann schritt er zurück nach dem alten Markte, zu seinem Wagen.

Wie hatte er geträumt? Er würde zurückkommen, reich, berühmt, in einer Equipage auf Summirädern. Aber er kam zurück in einem Wägelchen, das zwei Ziegenböde zogen; er kam zurück als Zirkusclown, den nur der Anschlagzettel für weltberühmt ausgab. Und reich? Ihm war, als wäre er in der Nacht, als er fortließ, reich gewesen.

Nein — er hatte kein Glück gehabt. Auch der Kuß der blonden Agnes hatte nichts genützt dazu.

Sie hätte auf ihn warten sollen. Damals hatte er in fester Zuberficht geglaubt, daß er einst ihr Mann, er der Vater ihres Bubens sein würde.

Eine kleine Familie wollten sie bilden. Er betrat den Wagen, in dem er wohnte. Eine dumpfe, schwere Luft schlug ihm entgegen. Moses lag an der Reine, lief ihm entgegen und grunzte.

Da übermannte ihn die Mut. Er stieß mit dem Absatz nach dem Schwein, daß es unter jämmerlichem Sequieke entfloß. Denn es hatte ihn an seinen stereotypen Clownwitz: „Maine klaine Famillijeh“ erinnert.

Dann saß er lange an dem niedrigen Fenster. Nebenan zwei Kunstreiter. Bedrückt und kummerdoll lag Moses in der Ecke.

Da wandte sich der Clown. Im ungewissen Licht unterschied er den Vierfüßler.

Der ernährte ihn. Der zog übermorgen weiter mit ihm in eine andere Stadt, in der es nur den Signor Santelli gab. Der hing ihm sogar an. Der Rosenduft, die Körperstrafe, die blonde Frau, Erinnerungen — das konnte er nicht halten. Und was hatte er sonst.

„Moses!“ rief er

Da kam mit kurzem, fröhlichem Nicken das rosige Ferkel auf ihn zu. Er nahm es auf, traute es es, drückte es fest an sich und sagte seltsam, ohne Bitterkeit und Schärfe, was er sonst als Possenreißer zur Belustigung des Publikums zum besten gab:

„Meine kleine Familie!“

Kleines feuilleton.

Musik.

Der Vorhang geht auf, aber trotzdem ist noch keine Szene zu sehen, sondern erst wiederum etwas Vorhangartiges, Dunkles; man unterscheidet gerade noch eine Umrahmung von einem Mittelstück. Und nun geht dieses Mittelstück zweiseitig nach den Seiten auseinander, und ein mehr oder minder helles Szenenbild gräbt sich in das Auge des Beschauers hinein. Das eine Mal ist es auf Gelb und Braun gestimmt, das andere Mal auf ein verblühendes Rohnrot, schließlich auf einen Mondschein, der allmählich die bläulichen Hügel und Wasser erglänzen macht.

Das war wohl der Haupteindruck von dem neuen Musikdrama, das Donnerstag in unserer „Römischen Oper“ zum ersten Mal aufgeführt worden ist. Titel und Inhalt sind entnommen der ergreifenden Erzählung „Romeo und Julia“ auf dem Dorfe, von Gottfried Keller. Der danach gearbeitete Text ist ersichtlich zuerst in englischer Sprache verfaßt worden; wenigstens hören wir, er sei aus dem Englischen übersetzt von Jella-Rosen. Begreiflicherweise kommt man, auch wenn man die Wiederholung von Altkanntem scheut, über die längst bekannte Warnung zur Vorsicht bei der Uebersetzung epischer Dichtungen auf die Bühne nicht hinweg. Der Text, wie er uns vorliegt, besitzt den Vorzug einer würdigen, einigermaßen poetischen Sprache; der Aufbau des Inhaltes ist jedoch so undramatisch wie nur denkbar. Zwei reiche Bauern in einer schweizerischen Dorfselbstwyla entzweien sich über ein Brachfeld, dessen richtiger Eigentümer als „der schwarze Geiger“ umherzieht. Der Sohn des einen und die Tochter des anderen Bauern lieben sich, können aber erst nach dem Verfall der Familiengüter einander näher kommen. Dann ziehen sie umher, bei Festlichkeiten usw., fühlen die Unmöglichkeit der endlichen Vereinigung und suchen Liebesruh im Wasser. Die Notwendigkeit gerade dieses Ausweges fühlt der Leser dieses Textes nicht.

Nun haben Komponist und Theaterleitung die Aufgabe, darüber hinaus den Zuhörern und Zuschauern eine solche Notwendigkeit überzeugend vorzuführen. Ob auch nur die Tatsache des tragischen Entschlusses im Zuschauerraum genügend klar wird, möchten wir um so mehr bezweifeln, als die Aufführung am Schlusse von dem Textbuch in einer weniger deutlichen Weise abweicht. Bleibt also die Aufgabe, Stimmungen zu erzeugen, aus denen man jenes Ergebnis als eine notwendige Folge empfinden könnte. Tatsächlich hat der Komponist *Frederic Delius* nicht Unbles in dem Auf-

bieten seiner Mittel, namentlich der Klangfarben, für die Stimmung des Jüdischen geleitet. Noch mehr hat die Ausstattung dazu getan, die aus der Hand von Karl Waller und wirklich schöne Landschaftsbilder und dergleichen zeigt. Doch aller Fleiß, der auf die reichhaltige Partitur verwendet wurde, und alle die bereits wohlbekannteren Bühnenkünste vermögen die erzeugte Stimmung nicht zu spezialisieren, daß sie gerade zu diesem Ende führen müßte. Und je mehr im Orchester sowie auf der Bühne an Interessantem aufgegeben wird, desto ermüdender wirkt es.

In den einzelnen Kunstleistungen wurde wieder sehr Gutes vorgeführt. Die Direktion hat durch das Engagement des Baritons Rudolf Proell, vom Stadttheater in Frankfurt a. M., einen besonders glücklichen Griff getan; diesmal konnten sich allerdings nur in einer kleinen Rolle der Glanz seiner Stimme und das Lebensvolle seines Spieles entwideln. Auf die beiden Hauptpersonen, Sali und Brenden, konzentriert sich fast alles Interesse. In einem Vorspiel erscheinen sie als Kinder, in den „drei Aufzügen“ (wie es im Textbuch heißt) oder den „fünf Bildern“ (wie es bezeichnenderweise auf dem Theaterprogramm heißt), erscheinen sie um sechs Jahre älter. Dort wurden sie von den zwei Damen Erh. S. Urban und Ilse Lorenz verkörpert, hier von Willi Merkel und Lola Artot de Radilla. Im allgemeinen leisteten sämtliche Mitwirkende Gutes. Dies gilt auch von einem merkwürdigen und bereits musikalisch interessanten Gesangsquintett gegen Schluß, dessen Partien heißen: „Der schwarze Geiger, das schlanke Mädchen, der arme Hornist, der hübsige Vaggeiger.“

Die Aufnahme des Stüdes war für Berlin etwas zweifelhaft. Doch gelang es einer kleinen Partei, auch dem Komponisten einen äußeren Erfolg zu bereiten. Wir glauben, dieser sei keineswegs unbedient, doch schwerlich auf dem eingeschlagenen Wege der Steigerung fähig.

Kunstgewerbe.

e. s. Im Kunstgewerbemuseum findet eine interessante Ausstellung statt, die die Resultate eines Skrifstkurses zeigen, den Professor Peter Behrens in Düsseldorf für die Lehrer an den preussischen Kunstschulen veranstaltet. Die künstlerische Leitung lag in den Händen von Peter Behrens, dessen monumentale Art im Dekorativen bekannt ist und der also berufen erscheint, die Schrift von all dem zeitlichen Schnörkelwerk zu befreien. Den sachlichen Unterricht erteilten Maler F. Gmida und Zel. A. Simons.

Jeder, der sich für Schrift interessiert, sollte sich diese Ausstellung ansehen. Sie gibt eine praktische Anleitung, die besser einführt in das Wesen und den Zweck und Stil der Schrift als langatmige Vorträge. Sie zeigt, wie durch sachgemäßen Unterricht eine sichere Ausbildung erreicht werden kann, wie auf praktischem Wege feste Regeln gewonnen werden können.

Das Augenmerk richtete sich immer darauf, den Unterwiesenen ein Gefühl für das heizubringen, was man organische Struktur des Buchstabens nennen kann. Auf diese Weise findet eine natürliche Zurückführung des Wesentlichen eines Buchstabens statt. Der Charakter der alten Typen ist dabei benutzt, weiter gebildet, gereinigt von allem Schnörkelwerk und so erstet schließlich eine neue, moderne Schönheit, die das Beste der alten Meister übernimmt und weiter ausbildet. So verschieden schließlich diese einzelnen Schriften sind — das Sachliche gibt den Grundton, das Persönliche prägt den jeweiligen Charakter, auch der Zweck wandelt das Aussehen — sie haben das Eine gemeinsam, die Grundidee, die darauf ausgeht, die natürliche Ausgestaltung eines Buchstabens zu finden, gleichgültig, ob sie mit Grund- und Haarstrich entworfen und, ob sie in Grottesk- oder Pinselschrift gehalten sind oder in lateinischer oder Uncialschrift geschrieben sind.

Damit aber nicht genug. Der Buchstabe steht nicht allein. Buchstaben fügen sich zusammen zum Wort, Worte zu Zeilen, Zeilen zur Seite. Diese Zusammenfügung ist nur eine Weiterbildung der gegebenen Ideen. Auch hier Geschlossenheit, Festigkeit. Es gilt, die Werte der einzelnen Buchstaben, die sich verschieden ergeben nach dem Raum, den sie einnehmen, herauszufinden und richtig zu benutzen. Es wird hierzu ein in kleine, blaue Bierede geteiltes Papier, wie es zum Rechnen in den Schulen gebraucht wird, benutzt, es erleichtert durch die gleichmäßige Wiederholung der Bierede die Raumverteilung. Auf diese Weise bildet sich schließlich eine Seite, auf der das Sachbild wie ein geschlossenes Bild steht und gerade die Einfachheit, die Abwesenheit jedes Sannides ergibt eine Schönheit, die darum so imponierend, fast monumental wirkt, als sie ganz in das Material eingegangen ist und nicht aus Nebenwerten, Zusätzen, seinen Reiz entnimmt. Je nach dem Zweck, je nach der Persönlichkeit läßt sich Fierlichkeit oder Derbheit, Wucht oder Leichtigkeit im Eindruck erzielen.

Weiter wird dann gezeigt, wie die Schrift mit Bildschmuck organisch verbunden werden kann. Jedes Bild hat eine bestimmte, dekorative oder malerische Haltung und im Verhältnis dazu ist die Schrift zu entwerfen.

So ergibt sich auch hier eine Einheit, die die alten Drude immer haben, die wir in unserer Zeit selten erreichen. Indem die gewonnenen Erfahrungen dann für bestimmte Zwecke nutzbar gemacht werden, für das Plakat, für Prospekte, Buchtitel erweitert sich das Geltungsgebiet in wesentlicher Weise und schließt sich zu dem gesamten Gebiet der angewandten Graphik zusammen. Hoffentlich haben diese Kurse den Erfolg, daß nun der Unterricht in dieser

modernen Weise erteilt wird. Denn oft heißt es, wie auch hier: Die Lehrer sollten Schüler sein.

Humoristisches.

— Der vergeßliche Zeus. Zeus lustwandelte einst, wie er das liebt, in der Nähe von Athen. Da sah er vor sich die holde Gestalt einer jungen Hellenin und beschloß, ihr zu folgen. Weil er aber den Zorn seiner Gemahlin Hera fürchtete, verwandelte er sich — was er schon öfter getan — in ein Tier. Er wählte dazu die Form eines kleinen, niedlichen Vogls. — Dieser sprang schmeichelnd um die Jungfrau, bis sie sich bückte und ihn liebte. Da trat hinter einer Pforte Dasigtes hervor, ein attischer Polizeisoldat.

Und er sprach: „Lais, Tochter des Anaximandros, gehört Dir dieser Hund?“

Aus Mitleid entgegnete sie: „Du sagst es, Dasigtes!“ „Weh Dir!“ antwortete er bedauernd. „Der Vogl trägt keine Marke! Das kostet fünfzehn Drachmen Steuer und dreißig Drachmen Strafe!“ „Weim Schleier der Schaumgeborenen!“ rief sie entsetzt. Weil aber das Hündlein bittend an ihr emporsprang, griff sie leuchtend in die Tunika und bezahlte.

Er gab ihr die Marke und ging. Sie jedoch trat in die Werkstatt des Metallschmiedes Blechurgos und kaufte dem Vogl ein zierliches Halsband, an das man die Marke befestigte. Dann führte sie das Hündlein nach Hause.

Plötzlich aber war es verschwunden.

„Weim Styz!“ sprach sie traurig. „Ein Undankbarer!“ Hermes hatte nämlich, von einer Reise heimkehrend, leise etwas in Heras Ohr geflüstert. Zeus, der dies gleich ahnte, war sofort in den Olymp zurückgekehrt.

„Gehre Hera.“ sprach er, „eben habe ich dem Kampf des Achilles mit Hector gekaußt!“ Sie sah ihn an. „Beuge Dich zu mir!“ sagte sie. Als er dies tat, griff ihm die Listige schnell an den Nacken.

„D popoi!“ rief sie. „Was ist das: ‚Voyl No. 1728!‘?“

... Und ein Gewitter brach los, das man in ganz Hellas vernahm. — „Bei den Stoßzähnen des Herakles!“ murmelte Zeus. „So geht's, wenn man alt wird: Jetzt hab' ich vergessen, das Halsband I mitzubewandeln!“

(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Rainz wird bei seinem Gastspiele im Neuen Schauspielhaus auch am Dienstag den Torquato Tasso spielen, und nicht, wie angekündigt wurde, den Leon in „Weh dem, der lügt“. Die bereits gelösten Billets behalten ihre Gültigkeit, sie können aber auch umgetauscht werden.

— Infolge Erkrankung des Zel. Ganig wurde die Premiere von „Schwerenöster von Unno Tobat“ im Theater des Westens bis auf weiteres verschoben.

— Hermann Rissen hat bei der Wiener Burgtheaterintendanz seine Entlassung erwirkt, er ist auf fünf Jahre für das im Entstehen begriffene Heibel-Theater verpflichtet worden.

— Die Zeichenausstellung im Kunstgewerbemuseum, die sich zahlreichen Besuches erfreut, bleibt bis zum 24. Februar geöffnet, abends ist sie von 6 Uhr an zugänglich.

— Zur Erhaltung der Naturdenkmäler ist in Danzig eine amtliche Stelle eingerichtet worden, die der Direktor des Westpreussischen Provinzialmuseums Dr. Conwenz leitet. Sie soll charakteristische Gebilde der heimatischen Natur (Landschaften, Tiere und Pflanzen) erhalten und schützen helfen. Vielleicht behut diese Behörde ihre Tätigkeit auch auf die Kolonien aus und sorgt dafür, daß noch einige Hereros erhalten bleiben.

— Der Chemiker Henri Moissan ist in Paris nach einer Blinddarmeroperation gestorben. Der ausgezeichnete Forscher, der im Jahre 1852 in Paris geboren war, ist der Wissenschaft viel zu früh entzogen worden. Nachdem er im Laboratorium für Bodenkultur und als Physiklehrer am landwirtschaftlichen Institut sowie an der pharmazeutischen Hochschule in Paris tätig gewesen war, erhielt er an letzterer Anstalt 1888 eine Professur. Seine Forschungen erstreckten sich auf mancherlei Gebiete. Die Chemie wie die Physik verdankt ihm Bedeutendes. Zahlreiche wissenschaftliche Ehrungen wurden ihm zu teil. Als einer der ersten erhielt er die goldene Hofmann-Medaille und zuletzt noch wurde er durch den Nobel-Preis ausgezeichnet. Am bekanntesten wurde er im großen Publikum durch die künstliche Darstellung kleiner Diamanten (1893). Mit Hilfe riesiger Hochgrade in dem eigens konstruierten elektrischen Ofen glückte es ihm, aus reinem Kohlenstoff allerdings sehr kleine Diamantkristalle herzustellen. Wichtiger war aber die Entdeckung des Calciumcarbids, daß im Lichtbogenlicht auch künstlicher Verwendung zugeführt wurde. Ihm gelang es auch zuerst, das Fluor zu verflüssigen. Andere Untersuchungen betrafen die Oxide des Eisens sowie die Chrom- und Cyanverbindungen. Seine Forschungen über die Chemie der Metalle eröffneten weite Perspektiven, deren Erreichung ihm der Tod verlagte hat.